

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 9 (1905)

Artikel: Am Rheinfall [Fortsetzung]
Autor: Speck, Georges
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-573767>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 04.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



DIESCHWEIZ
152.37.

1904

Am Rheinflall.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Ein Roman aus dem fünfzehnten Jahrhundert von **Georges Speck**, Schaffhausen.

(Fortsetzung).

Hamann löste seine Kutte, die ihn umschloß wie ein schwerer Panzer. Er ging immer weiter. Etwa fünf-hundert Schritte vor ihm tauchte eine Schar junger Mädchen auf, denen ein Trupp junger Burschen folgte. Man wußte nicht, woher sie plötzlich gekommen. Hamann erkannte deutlich einige der Mädchen, die heute in der Kirche gewesen und bei den heftigsten Worten des Vater Hieronymus geweint hatten. Nun merkte man nichts mehr von ihrer Frömmigkeit und ihren Tränen. Sie trugen weiße Tücher um die blonden Köpfe, gingen Arm in Arm und sangen ein neckisch Liedchen. Manchmal grölte ein Bursche dazwischen. Die Männer, die in Hemdärmeln waren, schritten kräftiger aus, um die Mädchen einzuholen. Sie stießen sich und juckten mit den Gliedern, wobei sie unbändig lachten. Die Mädchen beeilten sich nicht, und als die Burschen sie erreicht hatten, freischten sie fröhlich auf. Und jeder Bursche nahm ein Mädchen bei der Hand, löste sich langsam von der Gruppe los und verschwand in dem goldigen Mehrenwald der Getreidefelder. Hamann sah zu seinem Erstaunen, daß trotz der schwülen stillen Luft überall die Halme schwankten wie eine bewegte See. Als er einmal ganz nahe an einem Feld vorüberkam, hörte er deutlich das Gefäch eines Mädchens und das fröhliche Gebrumme eines Burschen. Er fragte sich nachdenklich, warum denn heute morgen die Mädchen so heftig in der Kirche geweint, wenn sie doch jetzt so lustig schienen, und es wunderte ihn, was all die Menschen in dem hohen Korn für ein possierlich Spiel trieben. Und doch fürchtete er, ohne zu wissen weshalb, auf ein solches Pärchen zu stoßen. Er bog nach rechts, dem Walde zu, der die ganze linke Uferseite des Rheins einfaßte wie ein grünes Band. Die Bäume des Waldsaums schienen grau verstaubt, und die Blätter hingen müde an den Zweigen. Aber je weiter er kam, desto frischer wurde die Luft. Es roch herrlich nach Moos und Pilzen. Und unten am Rhein, da war eine kleine Lichtung, eine grüne saftige Wiese. Sie lag wie eine Insel in dem Blättermeer. Der Schatten der nahen Bäume und der vorüberfließende Strom mit seiner feuchten Kühle hatten hier die Blumen länger erhalten wie oben in den sonnigen Wiesen. Da war die blaue Braunelle, der gelbe Bocksbart und der zarte Wiesenwachtelweizen, und vorn, gegen den Strom hinein, schwankte dichtes Schilf, aus dem eine verspätete, feuriggelbe Wasserlilie leuchtete. Das Wasser war am Ufer leicht, und nur

an einer Stelle, wo es sich plötzlich in einem Becken weitete, schien es grün und unendlich tief zu sein. Aus der Ferne scholl das gedämpfte Donnern des Falls herüber. Hin und wieder sang verschlafen ein Meislein; die Grillen zirpten eintönig und müd, und dazu scholl aus der Ferne über die vorspringenden Blätterberge des Waldes das Donnern des Falls und sang das Rauschen des Stroms immer dasselbe milde Lied . . . dasselbe müde Lied . . . Hamann legte sich am Rand der Wiese in das Moos, das rings um eine alte Buche wucherte, und der monotone Frieden des fatten Sommertages lullte ihn sachte in Schlaf . . .

Er wußte nicht, wie lange er so geschlafen hatte, als ihn ein Geräusch weckte. Es mußte lange sein, lange. Der Wald dämmerte schon, und auf den Strom senkten sich dunkle Schatten. Der Wald war schattentief und mit seinem großen Schweigen, das durchbringend war, groß, unendlich. Der Strom zog satt, ruhig und tintenfarbig dahin. Von ferne donnerte immer noch der Fall. Aber der nahe Strom schwieg. Es war nicht das riesengroße Schweigen des Waldes; es war das Schweigen eines großen Wesens, das stumm und stetig, mächtig und groß seines Weges zog. Nur im Schilf, das in der sanften Strömung zitterte, wisperte es. Statt des Tages, der schon gegangen, war das sanfte Hell Dunkel der Dämmerung geworden, das der sternklaren, reinen Sommernacht voranging. Der Himmel war ein unbestimmtes schwärzliches Blau, das von einer samtigen Weichheit schien, und die Luft war ein sanftes Braun, das dunkelhell und durchsichtig war, da noch keine Nebel aus dem Strome stiegen.

Hamann sah erstaunt die braune Dämmerung und dachte nach, wie er so lange den sonnigen Tag verschlafen und wie er plötzlich erwacht . . . Da klang wieder das Geräusch, das ihn plötzlich aufgeweckt. Es kam vom Strome her und schien ein leises Plätschern. Er sah nach der Bucht, die neben dem Schilf ein ruhiges tiefes Becken faßte. Die Bäume traten da zurück. Das Wasser schien still und dunkel; aber die Luft darüber zeigte die sanfte Helle der braunen Dämmerung. Da plätscherte es wieder und klang wie ein tiefes Atmen, und dann schwamm etwas Großes, etwas Blendendweißes daher, still und ruhig . . . Es war ein Leib, ein nackter Frauenleib. Hamann sah deutlich die milchweißen Hügel der starrenden Brüste, die über das Wasser ragten. Er

schloß erschrocken die Augen. Aber dennoch sah er nur diese herrlichen Brüste mit den runden Schultern, denen eine leise Linie eine sanfte jungfräuliche Herbheit verlieh. Er hatte noch nie eine Frauenbrust, eine nackte Frauenbrust gesehen. Er kannte ja nicht einmal seinen eigenen Leib! Aber dennoch wußte er bestimmt, daß dieses ein Frauenleib, ein herrlicher Frauenleib war. Und wie er auch die brennenden Augen in die Hände barg, die blutheiße, tobende Stirn in die kühle Erde wühlte, er sah immer diesen Leib, und es erstand in ihm ein riesengroßes, ahnungsvolles Gefühl, das ihm der Schlüssel schien zu allen Fragen, die er die letzten Wochen in der Natur gefunden. Er hatte ein unbestimmtes Wissen vom Weib, ein Wissen, das er nie vergrößert, da er sich davor fürchtete . . . Und nun rief in ihm eine mächtige Stimme, daß die Natur in ihrer Heiligkeit ein reiner Frauenleib, daß die grenzenlose Größe der Natur ein gesegneter Frauenleib, daß die herrlich-vollendete Schönheit der Natur ein schöner Frauenleib . . . Und doch, da war der Satz:

„Die Tugend ist das Höchste!“

Samann dachte, betete, zitterte. Ein Fieber schüttelte seine Glieder, eine ungeheure Angst lähmte ihn. Er kämpfte, kämpfte wahn Sinnig . . . Und doch, und doch . . . Da lösten sich machtlos die schützenden Hände von seinem Gesicht, da hob sich instinktmäßig sein Haupt und wandte sich dem Strome zu.

Der Leib trieb ans Ufer. Noch einige kräftige Stöße . . . Da hielt er in nächster Nähe. Die Wasser umschmeichelten eine Weile die weißen, vollendet schönen Glieder und die weiße ruhige Brust. Dann erhob er sich langsam, gesättigt, erfrischt.

Samann fuhr zusammen und sah mit einem aus Angst, Schrecken, Seligkeit, Wahnsinn gemischten Empfinden schärfer hin . . . Das Gesicht, das Gesicht! . . . Er sah nur den nackten, reinen Leib, der keusch und herb war und doch die wunderbare Reife des jungen Weibes zeigte. Die blonden Haare krochen über die Schultern, klebten am Nacken . . . Das Gesicht! . . . Sie stand lässig, sicher da und wandte das Gesicht waldaufwärts, nach dem Fall, dem Schloß hin. Nun wandte sie sich und schritt auf ein Kleiderbündel zu, das am Uferstrand halb im Gebüsch versteckt lag.

Da sah er ihr Gesicht, und besinnungslos sank er zurück . . . Es war die Herrin . . .

VI.

Es ging schon in den September hinein. Die Tage wurden kürzer und die Nächte länger. Die Sonne schien noch oft; aber ihr Licht war still und matt wie das Lächeln einer verblühten Frau, und die Nächte waren kühl. Am Morgen hatte es dicke Nebel unten am Strom, graue Nebel, die fröstelnd an das Ufer sanken, wenn die späte Sonne kam. Dann und wann gab es einen Regentag, der alles in grauen Dunst hüllte. Ja, die Regentage waren frostig, fahl und trüb. Und wenn der Regen ununterbrochen, still und eintönig von dem Grau des Himmels niederrieselte, dann froh das Herz, die Sinne waren wie von einem dicken, grauen Dunst umspinnen, der häßlich war. Der Regen ging mit einem fast lautlosen, prickelnden Geräusch nieder, schlug irgendwo mit einem leisen Klingeln auf, rieselte

gegen die Scheiben und sammelte sich in melancholischen Pfützen auf der Erde. Wenn man dann die Augen zumachte, war es, als höre man ein verklungenes trauriges Lied.

Aber heute war es noch schön. Die Linde, die kaum ein paar Blätter verloren hatte, wiegte sich behaglich in der warmen Sonne, die ganz sommerlich schien. Die Schloßleute waren alle auf den Feldern. Da gab es viel zu tun. Der Regen hatte die heiße harte Erde aufgeweicht, und nun mußte gepflügt werden. Die Buben hatten die Hände in den Hosentaschen und stolperten mit lautem „Ho—ho . . . Hü—ü . . .“ neben den Pferden her, die mit langsamen Schritten den Boden stampften, indessen das kalte Eisen der Pflugchar sich in die Erde hineinfraß, wo zu beiden Seiten die aufgewühlten braunen Schollen erschrocken aufzuhren und dann müde zusammen sanken. Die Knechte hielten hinten die Holmen mit ihren harten, starken Händen, stemmten die Arme vor und drückten das Pflugeisen kräftig in die Erde hinein, während die blauen Augen sorglich vorwärtspähten. Wenn dann eine lange schnurgerade Furche gefahren war, sah der Bauer prüfend herum, spuckte behaglich aus, riß an den Holmen und legte mit lautem ermunterndem „Ho—ho—ho . . . Hü—ü . . .“ eine neue Furche an.

Hintennach kam ein Sämann. Er ging mit langsamen Schritten. Um den Leib lag ein weiter Sack, und während er mit der linken Hand eine balancierende Bewegung machte, warf die Rechte mit weitem sicherem Wurf die Körner in die Luft, wo sie, sich fächerförmig spreitend und in der Sonne glänzend, wie ein Goldregen zur Erde fielen.

Auf den Wiesen schnatterten die Gänse und krächten die Gänseriche. Aber die Mädchen, die sie hüten sollten, rannten nach der Nachbarwiese, wo die Buben die Kühe hüteten. Es standen dort Apfelbäume, und die Buben schlugen für die Mädchen mit langen Stangen rote Kespel herunter.

Samann stand am Fenster seiner Kammer. Er schaute nicht in den Hof hinunter, der ganz ausgestorben schien. Er sah auch nicht nach dem Himmel, der klar und blau war wie ein Sommertag. Er sah gar nirgends hin. Mit halbgeschlossenen Augen und vorgebeugtem Kopf schien er auf irgendetwas zu horchen.

In der Kammer der Herrin hörte man Schritte. Der Deckel einer Truhe wurde zugeklappt. Dann rief die Herrin: „Samann! Samann!“

Samann fuhr zusammen, und in den nun weitgeöffneten Augen sprang ein helles Feuer auf. Wie er so da stand, schien er noch kräftiger. Die Brust war breit und die Glieder stark. Am Kinn und Nase sproßte ein weicher blonder Flaum. Das Gesicht war gerötet, und in den Augen brannte ein helles Feuerlein, das heiß war und immer stärker wurde. Aber der Mund war starr geschlossen.

„Samann, Samann!“ rief wieder die Stimme der Herrin wie eine dunkle reine Glocke.

Samann zitterte. Aber sein Mund preßte sich nur noch fester zusammen; das Feuerchen in seinen Augen erlosch jäh, und mit einer scheuen, hastigen Bewegung verbarg er sich hinter seinem Bett.

Die Herrin schien noch eine Weile zu warten. Dann

schlugen ein paar Türen, und gleich hörte man sie unten im Hof. Hamann kam aus seinem Versteck hervor und schlich an das Kammerfenster, scheu wie ein Dieb. Dort sah er vorsichtig über die Fensterbrüstung in den Hof hinunter. Da ging die Herrin mit ruhigen Schritten dem Tor zu. Wie schön sie war und gesund und stark! Das Feuerchen in Hamanns Augen bligte wieder auf. Das Blut pochte in den Schläfen und färbte die weiße Stirne rot. Er ballte die Hände, und auf seinem Gesicht lag ein sehnsüchtiger, begehrender Wunsch, ein Hunger! Die Herrin aber schritt mit ruhigen, stolzen Schritten zum Tor hinaus.

So war es immer.

Hamann starrte eine Weile dorthin, wo eben die Herrin verschwunden war. Dann stöhnte er plötzlich auf und schlug die Hände vor sein Gesicht. Er ging erst mit unsicheren Schritten in der Kammer umher. Dann wart er sich auf sein Bett. Er wühlte sein Antlitz in die Decken hinein und hielt die Hände an die Schläfen, um sich so jammeln, um denken zu können.

Ja, so war es immer gewesen seit dem Himmelfahrtsfest. Er war damals, nachdem er zu sich gekommen, nach dem Schloß gegangen, zur Nachtzeit und auf Umwegen, und hatte sich ungesehen in seine Kammer geschlichen, wie ein Dieb. Es war ihm, als stehe alles, was er gesehen auf sein Gesicht geschrieben, und dann hatte er eine unsäglich Angst, der Herrin zu begegnen. Was er die lange Nacht hindurch getan, gedacht, er wußte all das nicht mehr; aber gebetet hatte er nicht. Nein! Und des Morgens, als er sich zerschlagen von seinem Lager erhob, da war er ein anderer geworden. Er konnte es auf die Dauer nicht umgehen, der Herrin zu begegnen. Er hätte das auch nicht über sich vermocht; es war, als zögen ihn tausend Arme zu ihr hin, und doch war auch hinter seinem Rücken eine unbekannte Gewalt, die ihn zurückhielt, mit eisernen Banden festhielt. Wenn er ihr dann begegnet war, hatte er sich nicht getraut, sie anzusehen, und wenn sie mit ihm gesprochen hatte, war er rot geworden und konnte nichts erwidern. Er war ihr ausgewichen, wo er nur konnte, und wann er ihr begegnete, sah er stumm auf die Seite, sah er unsicher irgendwohin. Als sich zufällig einmal ihre Blicke getroffen, da hatte sie ihn mit großen, traurigen Augen angesehen, so sonderbar! Er hätte da vor ihr im Staub liegen und den Saum ihres Kleides küssen mögen! Halbe Tage lang lag er irgendwo herum, und wenn er dann die Stimme der Herrin hörte, rieselte ein Schauer über seine Seele; da war es, als werfe man einen Stein in ein stehendes Wasser, daß sich dieses kräufelte und stille Ringe sich ausbreiteten. Und wenn die Herrin vorüberging, sah er ihr nach, mit brennenden Augen, ganz anders wie früher; seit er wissend geworden, seit er das Weib entdeckt, da schien ihm die Herrin anders, so ganz anders. Und die Nächte hindurch, die langen

dunkeln Nächte hindurch, da dachte er nur an sie. Er wühlte das Haupt in die Kissen, küßte wie wahnsinnig seine Schultern und seine Arme, mit dem Gedanken an sie und dem Wunsch, sie so sinnlos küssen zu dürfen. Er kämpfte auch, ja! Aber wenn er dann müde eingeschlafen, träumte er von ihr. Gott, was konnte er dafür, wenn er sie im Traum in ihrer herrlichen, keuschen Nacktheit sah? Er stand dann wohl auf von seinem Bett, das heiß und aufgewühlt war, und setzte sich in der kühlen Nachtluft an das offene Fenster. Da schaute er nach dem Strom, dem Fall hinunter, der immer mit seiner Donnerstimme sein mächtiges Lied sang, immer . . . immer . . . Aber wenn der weiße Gischt aufsprühte, dachte er an ihren weißen Leib, und die sich ballenden, auf- und niedersteigenden Wogen schienen ihm eine Frauenbrust zu sein und der dunkle stille Strom die Augen der Herrin.

Und nun war sie wieder nach dem Wald gegangen. Hamann kannte den Weg. Die Herrin ging fast täglich nach dem Wald — nach der Lichtung. Hamann hatte ihr immer nachgeschaut, mit dem wahnsinnigen Wunsch, sie dort noch einmal zu sehen, sie wissentlich zu belauschen. Sie war auch heute dorthin gegangen, trotz der vorgeückten Jahreszeit, er wußte das ganz genau. Ihr Leib war gesund und stark. Ja, sie hatte gutes Blut, und ihr Leib konnte ein kaltes Bad ertragen; er war nicht verweichlicht. Das war das Geheimnis ihrer Schönheit, ihrer Kraft.

Hamann richtete sich auf: Kraft? Auch er war stark geworden in der Natur. Warum sollte er dieses herrlichvollendete Bild der Natur nicht sehen dürfen? Er stöhnte auf. Nur einmal . . . einmal noch wollte er sie sehen. Er sprang auf, stark und trotzig. Noch einmal mußte er sie schauen!

Aber seine starken Glieder bebten, sein Kopf schwindelte von dem Blutandrang, und vor seinen heißen Augen flimmerte es. Er stieg so unsicher die Stiege hinab. Dann schritt er entschlossen über die Höfe, zum Tor hinaus und dem Wald zu. Er schritt kräftig aus; er hatte viel Zeit versäumt, es ging dem Abend zu, und so mußte er eilen. Nun lagen die kurzgeschorenen Schloßwiesen hinter ihm. Da kamen verblaßte Stoppelfelder. Dann dehnten sich vor ihm die langen, schrumpfigen Furchen der frischgepflügten Aecker. Und hier war der Wald. Er mußte eilen, eilen . . . Es dämmerte ja schon. Er fing an zu laufen und rannte so bis an den Waldsaum. Nun bog er rechts nach dem Rhein hinunter. Er trat in den Wald hinein. Dort unten, geradeaus, lag die Lichtung. Seine Pulse flogen, das Blut drang fiebernd durch seinen Leib, schien aus den Poren zu treten. Die Lichtung . . . Er hatte sich seit jenem Tag nicht mehr hierhergewagt. Nun doch . . . nun doch . . . es mußte sein! Aber er mußte einen Augenblick stille halten, da ihm schwindelte.

(Fortsetzung folgt).

Ueber die Balladen Spittlers.

(Fortsetzung).

In den „Träumen Jakobs des Auswanderers“ kommt das Leuchten ganz von innen her. Warum erzittert uns das Herz angesichts jener einfachen Heimatlandschaft im „Geschenk“ mit den „blumigen Triften und den blauen Bergen“? Wir lesen oftmals unbewegten Gemütes pompösere Landschaftsbil-

derungen. Hier aber empfangen wir Beglückung! Das Gedicht „Wir träumt, ich schlummert“ unterm Weidenbusch“ ist geradezu ein Engelsgesang.

Die genannten Dichtungen erzählen Träume eines Auswanderers, also eines Mannes, der die kummervollen Nächte

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.